

Altertumswissenschaften im 21. Jahrhundert Études classiques face au XXI^e siècle

Kolloquium aus Anlass der 75 Jahre des *Museum Helveticum*,
Fribourg, 14.–16. November 2019

Im Jahre 1944 erschienen die ersten vier Faszikel der Zeitschrift *Museum Helveticum*. 2019 war damit das 75. Jubiläum der Gründung des *MH* – und ein solcher Anlass lädt zu einer Standortbestimmung ein, zu einem Rückblick, der genauso in kritischer Perspektive wie in einer Haltung der Zufriedenheit über das Erreichte auf die Vergangenheit gerichtet werden kann. Aber eine Standortbestimmung ist immer auch eine Orientierung in der Gegenwart im Hinblick auf künftige Entwicklungen. Im Sinne eines kritischen Blicks auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lud die Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft, Herausgeberin des *MH*, vom 14. bis 16. November 2019 ForscherInnen, LehrerInnen und KulturvermittlerInnen an Universitäten, Gymnasien und Museen wie auch ein an der Antike interessiertes Publikum zu einer gemeinsamen Reflexion über die Altertumswissenschaften in der Schweiz ein. Über 80 Personen sind dieser Einladung in den *Couvent des Cordeliers* in Fribourg gefolgt und haben am Austausch und an den Gesprächen über die Altertumswissenschaften vor den Herausforderungen der Aktualität des 21. Jahrhunderts teilgenommen.

Im Zentrum des ersten Tages des Kolloquiums stand die Geschichte der Altertumswissenschaften in der Schweiz und ihre internationalen Verflechtungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; wir greifen im ersten Teil unseres Tagungsberichts diese historischen Bedingungen für die Gründung des *MH* im Jahre 1944 auf. Am Abend dieses auf die Vergangenheit ausgerichteten Tages erfolgte die Konfrontation mit der Gegenwart – 18 DoktorandInnen präsentierten in einer Posterausstellung und begleitenden Gesprächen ihre aktuellen Forschungsprojekte. Die disziplinenübergreifenden Ansätze der Historischen Anthropologie, der Geschlechterforschung und der Narratologie in Text und Bild wurden am zweiten Tag in drei Podiumsgesprächen zur Diskussion gestellt (infra Teil 2). Schliesslich setzten sich alle TeilnehmerInnen der Tagung in fünf Workshops mit aktuellen Herausforderungen der Forschungen über die Antike auseinander, nachdem Constanze Güthenke und Lucius Hartmann mit Referaten in diesen prospektiven Teil der Veranstaltung eingeleitet hatten (Teil 3).

1 Die Geschichte der Altertumswissenschaften in der Schweiz

Im Rahmen der Vorbereitungen der SVAW zum 75-Jahre-Jubiläum setzte sich ein durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördertes Projekt das Ziel, unter dem Titel «Traductions helvétiques de l'Antiquité» die Entwicklung der Altertumswissenschaften in der Schweiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu untersuchen. Ergebnisse dieses Projekts wurden durch die MitarbeiterInnen Severin Thomi, Silvia Guerreiro und Ilse Hilbold vorgestellt, deren Beiträge durch eine Einführung von Beat Näf, die Referate von Jens Bartels und Nicolas Gex sowie die Kommentare von Stefan Rebenich und Jürgen von Ungern-Sternberg ergänzt wurden. Wichtige Erkenntnisse dieser wissenschaftsgeschichtlichen Sektion lassen sich unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen:



1.1 Ausdifferenzierung der altertumswissenschaftlichen Disziplinen

Beat Näf wies zu Beginn seiner Ausführungen auf die «Urmutter» der aktuellen Zeitschrift hin: Von 1746 bis 1753 erschien ein *Museum Helveticum* in lateinischer Sprache, worin die Antike als Vorbild für Kultur schlechthin und als Lehrmeisterin für die Gegenwart verhandelt wurde. Im Vordergrund standen im 18. und 19. Jahrhundert die griechischen Poleis als ideale Republiken und das römische Imperium als exemplarische Monarchie. Die Altertumswissenschaft entstand dagegen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und die Aufspaltung in Einzeldisziplinen (mit der Klassischen Philologie als Leitwissenschaft) fand weitgehend im 19. Jahrhundert statt. Sie verstärkte sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; die Archäologie wurde an den Universitäten etabliert und die Alte Geschichte, lange Zeit als Unterbereich der Philologie betrachtet, kam an den Schweizer Hochschulen als letztes eigenständiges Fach hinzu. In seinen Untersuchungen zur Entstehung von Felix Staehelins *opus magnum* von 1927, *Die Schweiz in römischer Zeit*, zeigte Severin Thomi,¹ wie der erste Basler Althistoriker zwar eng mit den provinziäl-römischen Archäologen und insbesondere mit Karl Stehlin zusammenarbeitete, jedoch andererseits den hegemonialen Anspruch der Althistorie für die interpretierende Synthese vertrat. Staehelin trug auf beiden Feldern zur Institutionalisierung und zugleich zur Abgrenzung bei, indem er sich für die Verstetigung seines persönlichen Lehrstuhls und die Etablierung des provinziäl-römischen Archäologen Rudolf Laur-Belart als Nachfolger von Stehlin in Augst engagierte.

Ein interessantes Streiflicht auf die Ausdifferenzierung der Disziplinen werfen zudem die von Jens Bartels vorgestellten Vorlesungsmitschriften aus den 1940er Jahren von Auguste Bruckner (1919–1997) und Hans Trümpi (1917–1989), bisher nicht ausgewertete Dokumente der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel: Bruckner besuchte als Archäologin eine ganze Reihe von Vorlesungen in den Nachbardisziplinen, während Trümpi als Student der Volkskunde und Klassischen Philologie sich fast ausschliesslich auf die Vorlesungen des Gräzisten Peter von der Mühl konzentrierte. Mit seinen Studien zu Baron Kurd von Hardt und der Gründung der *Fondation Hardt pour l'étude de l'Antiquité classique* in Vandœuvres wies Nicolas Gex² darauf hin, dass auch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Klassische Philologie klar im Vordergrund stand, aber durch die Alte Geschichte ergänzt wurde. Die Archäologie wurde dagegen (aus finanziellen Gründen und pikanterweise aufgrund des Ratschlags des Archäologen Ludwig Curtius) nicht als Schwerpunkt der altertumswissenschaftlichen Stiftung und ihrer Bibliothek berücksichtigt.

In seinem Kommentar erinnerte Stefan Rebenich zunächst an August Boeckhs Forderung nach einer umfassenden altertumswissenschaftlichen Philologie, deren Ziel die *cognitio totius antiquitatis* sein sollte – davon hat sich die dynamische disziplinäre und institutionelle Differenzierung durch die Prozesse der Inklusion und Exklusion, wie sie international, aber auch in der Schweiz zu beobachten ist, weit entfernt: Diese Entwicklung ist unumkehr-

1 Seine Dissertation unter dem Titel *Felix Staehelin und die römische Schweiz. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte* wurde im Herbst 2019 durch die Phil.-hist. Fakultät der Universität Bern angenommen; die Publikation ist in Vorbereitung.

2 Er verteidigte die Dissertation zum Thema im Frühjahr 2020 an der Faculté des Lettres der Université de Lausanne: *Émergence et affirmation d'un lieu de savoir: la Fondation Hardt pour l'étude de l'Antiquité classique et la recomposition du champ scientifique durant le second après-guerre (1948–1958)*.

bar, und zugleich wurde in der Diskussion betont, dass heute die Auflösung der festen Grenzen zwischen den Disziplinen eine Realität ist («HistorikerInnen sind auf ArchäologInnen angewiesen und umgekehrt», und dasselbe liesse sich auf alle altertumswissenschaftlichen Disziplinen ausweiten). Wenn wir in unserer Zeit eine Reduktion der Breite des Fächerangebots und damit eine Spezialisierung an einzelnen universitären Standorten feststellen, verleiht dies mit umso grösserer Dringlichkeit der Forderung nach Kooperation Nachdruck. Darauf wird im Zusammenhang mit den Ausführungen von Constanze Güthenke zurückzukommen sein.

1.2 Das Spannungsfeld zwischen nationalen und internationalen Bestrebungen

Vor allem im späten 19. und dem frühen 20. Jahrhundert gab es zahlreiche nationalistische Bestrebungen, die sich auch in den Altertumswissenschaften bemerkbar machten; Beat Näf verwies etwa auf die Errichtung des Landesmuseums sowie die verstärkten Bemühungen um den Denkmalschutz, der unter anderem in Augst und Brugg wirksam wurde.

Zugleich gab es aber auch (und vielleicht in der Schweiz ganz besonders) stets gegenläufige Tendenzen und Bestrebungen, internationale Beziehungen und Austauschmöglichkeiten aufrecht zu erhalten. Erheblich dazu beigetragen haben eine Reihe von deutschen und französischen Professoren, die in der Schweiz tätig und wirkmächtig waren, aber – wie Ilse Hilbold zeigte – etwa auch eine Ausnahmefigur wie Juliette Ernst (1900–2001), die ab den 1930er Jahren für ein halbes Jahrhundert die *Année Philologique* publizierte;³ während des Zweiten Weltkrieges fand sie in der Schweiz die Möglichkeit, ihre Arbeit an der *APh* erfolgreich weiterzuführen und in der Nachkriegszeit mit der FIEC der internationalen Zusammenarbeit neuen Auftrieb zu geben. Selbst Felix Staehelin, der stark in Basel verwurzelt war, konnte sich schliesslich nicht zuletzt dank seines weitreichenden transnationalen Netzwerkes als Spezialist der «Schweiz in römischer Zeit» durchsetzen.

Insgesamt hatten die Resultate der nationalistischen Bemühungen und der vielfältigen Reaktionen nicht selten paradoxe Züge: So stellte erstens Nicolas Gex fest, dass die Fondation Hardt als internationale Stiftung in der Schweiz lange Zeit weitgehend ohne Kontakte zur Schweiz operierte. Zweitens machte Ilse Hilbold deutlich, dass die *APh*, deren erster Band 1928 erschien, eine Zeitschrift war, die Marouzeau als *französisches* Projekt gerade mit dem Argument ihrer internationalen Ausrichtung als Konkurrenz zur deutschen *Bibliotheca philologica classica* und zu *Bursians Jahresberichten* verstand, denen er eine Verhaftung in nationaler Wissenschaftstradition unterstellte: Relativiert hat sich diese Konkurrenz erst mit der «Übersiedelung» der *APh* (bzw. von Juliette Ernst) von Paris nach Basel 1940. Wie Jürgen von Ungern-Sternberg bemerkte, kam das spannungsreiche Verhältnis von deutscher und französischer Bibliographie schliesslich durch die Unterstützung von Jules Marouzeau und Juliette Ernst für die Zeitschrift *Lustrum* zu einem einigermassen versöhnlichen Ende. Als drittes Beispiel für paradoxe Entwicklungen im Spannungsfeld zwischen nationalen und internationalen Bestrebungen verwies Silvia Guerreiro auf die Orientierung der Westschweizer Altertumswissenschaften in Richtung

³ Ilse Hilbold bereitet für 2021 eine Monographie vor; der Arbeitstitel ist *Écrire Juliette Ernst* – es wird dabei um die Position einer aussergewöhnlichen Frau in den Altertumswissenschaften des 20. Jahrhunderts wie auch um die Bibliographie als Grundlage für den internationalen Austausch gehen.

des faschistischen Italien, nachdem Versuche, eine verstärkte Kooperation der Schweizer Altertumswissenschaften in den 1920er Jahren herbeizuführen, fehlgeschlagen waren. In der Westschweiz wurden allerdings die traditionellen Austauschbeziehungen auch mit Frankreich mit der Gründung des *Groupe romand de la société des études latines* (GRSEL) im Januar 1932 auf eine institutionelle Grundlage gestellt.

Erst der Abbruch der Publikationsmöglichkeiten in Frankreich, Italien und Deutschland in den letzten Kriegsjahren schuf schliesslich die Voraussetzungen dafür, dass aus den Altertumswissenschaften in der Schweiz nun doch noch ein Bewusstsein für schweizerische Altertumswissenschaften mit dem *Museum Helveticum* als gemeinsamem Publikationsorgan entstehen konnte. Unter den Bedingungen der Nachkriegszeit konnte sich diese Zentrierung auf eine nationale Wissenschaft jedoch wieder für den internationalen Austausch öffnen; davon zeugen Institutionen wie die Fondation Hardt, die über die Grenzen aller Art hinausweisende Tätigkeit einer Juliette Ernst – oder auch die Entwicklung des *MH*, das sich schon längst nicht mehr als Publikationsangebot allein für die schweizerischen Altertumswissenschaften versteht.

2.3 Die Wechselwirkungen zwischen Personen, Netzwerken und Institutionen

In der Bilanz der präsentierten Ergebnisse der Forschungen über die Geschichte der Altertumswissenschaften in der Schweiz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird sehr deutlich, wie gering die Bedeutung der Institutionen der Wissenschaftsorganisation war im Vergleich zum Handeln von Einzelpersonen: Es waren Individuen, die mit ihren (wissenschafts-)kulturellen Prägungen, Interessen und persönlichen Beziehungs-Netzwerken nachhaltig die Etablierung der Altertumswissenschaften an den Schweizer Universitäten und in ausseruniversitären Zusammenhängen bestimmten, Schwerpunkte setzten sowie Abgrenzungen vornahmen. Dies gilt auch für die nationalen und internationalen Austauschbeziehungen; die Kontakte über die – bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs deutlich erkennbare – Sprachgrenze zwischen deutsch- und französischsprachiger Schweiz hinweg, wie auch die Verbindungen zu den Nachbarländern Deutschland, Frankreich und Italien hingen von den persönlichen Initiativen einzelner Wissenschaftler (und weniger Wissenschaftlerinnen) ab. Beispiele dafür legten Severin Thomi mit seinen Untersuchungen zu Felix Staehelin und seinem Umfeld vor (aus denen klar wird, wie der Basler Althistoriker aufgrund seiner persönlichen Beziehungen insbesondere zu deutschen Kollegen das Forschungsfeld der «Schweiz in römischer Zeit» besetzen konnte) sowie Silvia Guerreiro mit ihren Erläuterungen zur Präsenz von westschweizerischen Gelehrten am *Istituto di Studi Romani*⁴ oder auch zu André Oltramare, der in Zusammenarbeit mit Jules Marouzeau den *Groupe romand de la société des études latines* gründete.

Doch nicht nur Lehrstuhlinhaber spielten eine wichtige Rolle, es waren auch Personen ausserhalb der akademischen Institutionen, die zur Etablierung internationaler Beziehungen der Altertumswissenschaften in der Schweiz einen entscheidenden Beitrag leisteten: Nicolas Gex machte in seinen Darlegungen zu Kurd von Hardts Gründung seiner Stiftung in Vandœuvres klar, dass der deutsche Baron damit eine individuelle Initia-

4 Vgl. S. Guerreiro, «Romanità fasciste, opportunità scientifiche et opportunismes diplomatiques. Les relations entre l'Istituto di studi romani et la Suisse (1932–1944)», *Studi Romani*, im Druck.

tive der Dankbarkeit gegenüber dem Land ergriff, das ihm während der Weltkriege Aufenthalt gewährt hatte – er tat dies ohne Beziehungen zu den Fachvertretern in der Schweiz, jedoch mit beratender Unterstützung durch Ludwig Curtius und Bruno Snell, und später konsultierte er vor allem Olof Gigon, der die Kontakte zu Angehörigen von Schweizer Universitäten vermittelte, von denen einige zu den *Entretiens sur l'Antiquité classique* eingeladen wurden. Und Juliette Ernst konnte, wie aus den Untersuchungen von Ilse Hilbold hervorgeht, ihre Position als verantwortliche Redaktorin der *Aph* dazu nutzen, persönliche Kontakte auch in den Kriegsjahren aufrechtzuerhalten und auszubauen – in einem weit höheren Ausmass als ihr Mentor Marouzeau. Aufgrund ihres Netzwerks wurde sie, die nie eine offizielle akademische Position bekleidete, nach dem Krieg für die internationalen Altertumswissenschaften zu einer zentralen Figur bei den Wiederaufbau-Bemühungen der UNESCO und bei der Gründung der FIEC. Neben diesen zwei Beispielen wurde in der Diskussion darauf hingewiesen, dass sich in der Archäologie vieles ausserhalb der Universitäten abspielte, weshalb in diesem Bereich die einflussreichen Persönlichkeiten nicht unbedingt in den Hörsälen zu finden waren.

2 Ansätze aktueller Forschungsarbeit

In die Gegenwart der altertumswissenschaftlichen Forschung führten die drei Podiumsdiskussionen des zweiten Kolloquiumstags: Sie griffen im Gespräch unter je vier ForscherInnen drei konzeptuelle Sichtweisen auf, die seit einigen Jahrzehnten in den Arbeiten über die Antike praktiziert werden, und fragten nach ihrer Aktualität.

Das Podiumsgespräch über *Historische Anthropologie* leitete die Religionswissenschaftlerin Francesca Prescendi mit dem Hinweis auf die Feststellung von Maurizio Bettini ein, die historische Anthropologie sei keine Disziplin, sondern eine Perspektive, die dem Forschungsobjekt eine Stimme aus sich selbst, eine emische Sichtweise, geben wolle. Aus den Beiträgen des Philologen David Bouvier, der Historikerin Tanja Itgenshorst und des Religionswissenschaftlers Francesco Massa ging eine grundsätzliche Zustimmung zu dieser Festlegung hervor: Es gibt kein spezifisch historisch-anthropologisches Forschungsfeld, vielmehr ist es die Arbeit in den Texten, die erlaubt, die darin angelegten fremden Denkmuster und Wirklichkeitsvorstellungen zu erkennen. Zugleich erfährt die genaue Arbeit im Text eine Erweiterung, indem die historische Anthropologie die Forschung in Hinsicht auf das Zusammenspiel der Disziplinen – Archäologie und Bildwissenschaften, Philologie, Soziologie, Geschichte, Religionswissenschaft – hin öffnet, wie auch für komparatistische Ansätze. Was die historisch-anthropologischen Ansätze über diese praktizierte Interdisziplinarität hinaus nach wie vor als produktive Forschungsperspektive auszeichnet, ist ihre Selbstreflexivität: Wenn die wesentlichen Elemente historisch-anthropologischer Arbeiten Diskurse, Rituale und Konzepte sind, so geht es darum, die untersuchten Kulturen in ihrer eigenen Logik zu erfassen, was zu einer Infragestellung der eigenen Werte und damit zu einer kritischen Herausforderung für die Gegenwart des Forschers oder der Forscherin führt.

Am Podium zur *Geschlechtsforschung* unter der Leitung der Archäologin Brigitte Röder nahmen die Historikerin Anne Bielman, die Philologin Henriette Harich-Schwarzbauer und der Historiker Thomas Späth teil. Ihrer Einschätzung nach hat die in den letzten vier Jahrzehnten erfolgte Entwicklung von der Forschung über Frauen in der Antike zur Untersuchung der Kategorie *Geschlecht*, d. h. der Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen

in den Gesellschaften des Altertums, zu wichtigen Impulsen geführt: Vermeintliche Selbstverständlichkeiten (wie das Muster der Kernfamilie), etablierte Dichotomien (wie Männlichkeit und Weiblichkeit, Hetero- und Homosexualität oder die Opposition von «privaten» und «öffentlichen» Sphären) wurden in Frage gestellt. Die gegenwärtige Aktualität von Geschlechtsthemen in der breiten Öffentlichkeit bietet wichtige Anknüpfungspunkte für die Altertumswissenschaften, um den Debatten der Gegenwart historische Tiefe und ein erweitertes Spektrum von Denkmöglichkeiten zu vermitteln.

Die *Erzählforschung in Bild und Text* war Gegenstand des dritten Podiumsgesprächs; es führte PhilologInnen (Danielle van Mal-Maeder, Claude Calame) und Klassische ArchäologInnen (Anne-Françoise Jaccottet, Adrian Stähli) zusammen. Obwohl die Narratologie – ein Kind des Strukturalismus der 1960er und 1970er Jahre – bis in jüngste Zeit immer wieder totgesagt wurde, machte das Gespräch deutlich, dass die von der Erzählforschung entwickelten grundlegenden Konzepte (wie *Autor-Erzähler-Differenz*, *Fokalisierung*, die Unterscheidung zwischen *Diegese* und *Narration*) eine Pluralität der Lektüremöglichkeiten erschlossen, die heute zu den grundlegenden – und selbstverständlichen – Werkzeugen der Textwissenschaft geworden sind. Diese erfasst Texte als Manifestation von Kultur im Sinne einer komparatistischen Ethnopoetik. Doch die narratologischen Ansätze sind nicht nur Anregung zur Analyse literarischer Texte: die Konzeptualisierung von Kultur als Text führt auch zum Begriff der *Bilderzählung*, die danach fragt, wie materielle Objekte – vom Webgewicht bis zu Werken der Kunst – Sinn generieren. Die daraus entwickelte Bildsemiotik analysiert Bildmaterialien als Medien der Wirklichkeitskonstruktion, die Wahrnehmungsmuster und Vorstellungshorizonte der ProduzentInnen und RezipientInnen von Bildern erarbeiten lassen. Damit werden die Bilder in die Situation gestellt, in der sie verwendet werden: Sie werden in ihren performativen Aspekten erfasst, womit das *Framing*, die soziale Situation, die den Gebrauch des Bildes bestimmt, zum Forschungsgegenstand wird. Damit haben narratologische Theorien, die klar von Texten ausgingen, dazu geführt, den Dialog zwischen Text- und Bildwissenschaften zu fördern, die Altertumswissenschaften aus ihrer disziplinären Aufspaltung wieder zusammenzuführen und die Bilder als ein Medium der Kommunikation ebenbürtig mit Texten zur Erschließung historischer Situationen zu etablieren.

3 Standortbestimmung und Perspektiven

Mit einem Referat von Constanze Güthenke zur Perspektive einer altertumswissenschaftlichen Forschung, die sich nicht an die Grenzen der Disziplinen (in der doppelten Bedeutung der Spezialgebiete und der Disziplinierung in Foucault'schem Sinn) hält, und von Lucius Hartmann zu aktuellen Entwicklungen der Alten Sprachen in den Schweizer Schulen wurden die Workshops eingeleitet, in denen alle KolloquiumsteilnehmerInnen die Situation der Altertumswissenschaften und ihre Herausforderungen im 21. Jahrhundert debattierten.

Die zwei Referate zum Einstieg öffneten ein Spannungsfeld zwischen einerseits einer kritischen Reflexion der aktuellen Situation der disziplinären Spezialisierung und Ansätzen zu ihrer Überwindung und andererseits der Realität des Rückgangs der SchülerInnen und Lehrangebote in Alten Sprachen an den Gymnasien. In ihren Überlegungen über «Die Fantasie der Vollständigkeit und das geteilte Feld: Altertumswissenschaft und reflektierte Disziplin im 21. Jahrhundert» ging Constanze Güthenke von Schlegels Fest-

stellung aus, die Altertumswissenschaften seien mit einem Polypen vergleichbar: Jede Zergliederung schaffe neue Körper. Auf diese Weise betrachtet können altertumswissenschaftliche Disziplinen als Verkörperungen in dreifacher Dimension verstanden werden: Sie haben eine ordnende (im Sinne einer *disziplinierenden*) Bedeutung, eine soziale, indem sie Gruppen von WissenschaftlerInnen konstituieren, und schliesslich eine relationale, weil sie die Beziehungen zwischen den Disziplinen postulieren. Exemplarisch zeigte Gütkenke das Dilemma zwischen Anspruch auf Vollständigkeit und Spezialisierung anhand der Epigrafik auf. Und prospektiv wies sie auf mögliche neue Formen der wissenschaftlichen Zusammenarbeit im Kollektiv hin, die eine Gruppe von neun AltertumswissenschaftlerInnen, «The Postclassisms Collective», in den letzten Jahren praktiziert hatte. Diese Arbeit führte zur gemeinsamen Produktion von Texten, die dazu einladen, über die Werte der Antike für Gegenwart und Zukunft zu reflektieren und sich kritisch mit der Geschichte, den Methoden, den ethischen und politischen Implikationen der altertumswissenschaftlichen Arbeit auseinanderzusetzen.⁵

Die Notwendigkeit eines solch grundlegenden Überdenkens der gesellschaftlichen Bedeutung der Altertumswissenschaften ergab sich auch aus den Überlegungen von Lucius Hartmann zur Situation des altsprachlichen Unterrichts auf der Sekundarstufe in der Schweiz. Ausgangspunkt seiner Darlegungen war der seit rund vier Jahrzehnten anhaltende Rückgang von SchülerInnenzahlen und Stundendotation in den Fächern Latein und Griechisch. Gründe dafür sind im gesellschaftlichen und institutionellen Umfeld auszumachen, und dazu zählen etwa die Abschaffung des Lateinobligatoriums an den Universitäten oder ganz allgemein die Infragestellung einer «zweckfreien Bildung» in einer Zeit, in der den Geistes- und Sozialwissenschaften Nutzlosigkeit vorgeworfen wird. Dagegen weisen Lehrkräfte und UniversitätsdozentInnen auf die überfachlichen Kompetenzen und die Interdisziplinarität hin, die im altsprachlichen Unterricht vermittelt werden, genauso wie auf dessen Anspruch, gerade aufgrund der hohen Leistungsanforderungen ein attraktives Angebot für begabte SchülerInnen zu sein.

Vor diesem Hintergrund nahmen die KolloquiumsteilnehmerInnen am Freitagabend in fünf Workshops das Gespräch über die Entwicklung der Altertumswissenschaften im 21. Jahrhundert auf, das am Samstagvormittag weiter- und schliesslich zu einem gemeinsamen Fazit aller fünf Diskussionsgruppen zusammengeführt wurde.

Mit der Frage nach *Definition und Begriff* «Altertumswissenschaften» setzte sich ein erster Workshop unter Leitung von Christoph Riedweg und Patrick Kuntschnik auseinander. Eine aktuelle und adäquate Definition erwies sich rasch als ausserordentlich knifflige Aufgabe: Gemeinsame Methoden wurden als Kriterium ausgeschlossen, da die Methoden je nach Disziplin und Fragestellung sehr unterschiedlich sind – auch wenn sie sich, wie die Podiumsgespräche am Freitagvormittag gezeigt haben, wechselseitig ergänzen können. Entsprechend muss für eine Definition der Untersuchungsgegenstand im Vordergrund stehen. Die Altertumswissenschaften sind in erster Linie chronologisch geprägt, wobei aber die Festlegung von Epochengrenzen diskussionswürdig ist. In geografischer Hinsicht gibt es, wenn wir den Blick über Europa hinaus richten, grundsätzlich mehrere «Altertümer», doch als Kern erscheint die «klassische Antike» (wobei *klassisch* nicht wertend zu verstehen ist): Es geht also um den breit gefassten griechisch-römischen Mittel-

5 Die AutorInnen Brooke Holmes, Alastair Blanshard, Simon Goldhill, Constanze Gütkenke, Miriam Leonard, Phiroze Vasunia, Glenn W. Most, James I. Porter und Tim Whitmarsh publizierten unter dem Autornamen «The Postclassisms Collective» den Band *Postclassisms*, Chicago 2019.

meerraum – zu dem auch die vorderasiatischen und jüdisch-christlichen Kulturen des Nahen Ostens zu zählen sind –, der sich vor allem durch seine herausragende Nachwirkung und eine Reihe von «Renaissancen» auszeichnet. Dieser Schwerpunkt spiegelt sich in der gegenwärtigen Forschung und Lehre; betont wurden aber auch die Wandelbarkeit der Institutionen und Disziplinen sowie die vielfältigen Möglichkeiten der (unkonventionellen) Zusammenarbeit: Die Altertumswissenschaften können der breiten Bevölkerung bei der Welterschliessung und Einordnung der aktuellen Herausforderungen in einen breiteren epistemologischen Zusammenhang helfen – insbesondere dann, wenn sie mit Gegenwartseinflüssen geschickt umgehen.

Altertumswissenschaften zwischen Universitäten, Schulen, Museen standen im Zentrum eines zweiten Workshops; über die im einleitenden Referat von Lucius Hartmann umrissene Situation der Schulen hinaus lässt sich für die Museen feststellen, dass der in den letzten Jahren stetig lauter gewordene Ruf nach Publikumswirksamkeit bewirkt, dass sich Museen von der Forschung zurückziehen. An den Universitäten gelten einerseits die altertumswissenschaftlichen Disziplinen schon seit einem halben Jahrhundert als «kleine Fächer», die sich zu legitimieren haben; andererseits sind die Altertumswissenschaften in der universitären Tradition fest verankert und bilden ein nur schon aufgrund hervorragender Betreuungsverhältnisse attraktives Studienangebot. Mit dieser Situation setzten sich die TeilnehmerInnen des von Antje Kolde und Tomas Lochman moderierten Workshops auseinander und entwickelten Vorschläge, wie sich die drei institutionellen Bereiche wechselseitig stärken und voneinander profitieren könnten. Auf eine Kurzformel gebracht schlug der Workshop vor, den Informationsfluss von Schulen und Museen an die Universitäten und umgekehrt zu verbessern: Persönliche Begegnungen können dazu dienen – beispielsweise NachwuchsforscherInnen als ExpertInnen im Schulunterricht –, aber auch eine Nutzung der sozialen Medien. Konkret wurde vorgeschlagen, die Einrichtung einer schweizerischen Datenbank zu prüfen, auf der SpezialistInnen mit ihren spezifischen Kompetenzen (für bestimmte Forschungsbereiche, für Führungen, für Katalogbeiträge, für Lektionsbesuche oder Studientage an Schulen) zu finden sind. Hier könnte das von der SAGW eingerichtete «Fachportal Altertumswissenschaften» (www.ch-antiquitas.ch) eine Ausbaumöglichkeit finden.

Zusammen mit David Bouvier stellte Aurélien Berra die Ergebnisse des dritten Workshops über *Altertumswissenschaften im digitalen Zeitalter* vor. Er hielt fest, dass die *Digital Humanities* (vgl. die Website der Vereinigung *Humanistica*: <http://www.humanisti.ca/>) seit den Anfängen eng mit den Altertumswissenschaften verbunden seien. In zweifacher Hinsicht stellt die Digitalisierung den Forschungen über die Antike Arbeitsinstrumente zur Verfügung: einerseits als Werkzeug für die Forschung, andererseits als Gedächtnis. Die Digitalisierung der Texte in alten Sprachen, aber auch von Inschriften, bildlichen Darstellungen und archäologischen Materialien erleichterte zunächst schlicht den Zugang zu diesen Forschungsgrundlagen. Damit erweitern sich aber die Möglichkeiten der Textanalyse und des Kommentars, der als Text über Texte verstanden (und verarbeitet) werden kann. Eine Erleichterung der Forschungsarbeit wird eine automatisierte Literatursuche sein, die mit entsprechenden Algorithmen eine grössere Textmenge nach bestimmten Fragestellungen durchsuchen kann. Der zweite Aspekt der Digitalisierung als Arbeitsinstrument ist ihr Einsatz gewissermassen als kollektives Gedächtnis von ForscherInnen, die auf diese Weise Möglichkeiten zur Vernetzung erhalten (eine konkrete Umsetzung wurde oben unter den Ergebnissen des Workshops 2 zu «Universitäten, Schulen, Museen» mit der Idee einer schweizerischen Datenbank von SpezialistInnen mit ihren

spezifischen Kompetenzen genannt) sowie erweiterten Zugang zur Konsultation von Informationen in Datenbanken (Bibliographien, Forschungsergebnisse). Drei Ideen zum Weiterdenken lancierte der Workshop: die Nutzung der digitalen Angebote zur Erleichterung der Zusammenarbeit aus unterschiedlicher disziplinärer Perspektive, die Formalisierung der Informationen, um sie intersubjektiv und im Netz nutzen zu können, und die Schaffung eines Netzwerks unter den ForscherInnen, die an *Digital Humanities* im Bereich der Altertumswissenschaften interessiert sind. Dabei müsste geprüft werden, inwiefern eine Vervielfachung von Websites oder vielmehr eine Zentralisierung sinnvoll ist.

Der vierte Workshop diskutierte unter dem Titel *Globalisierung, postkoloniale Ansätze und Altertumswissenschaften* die – oben mit dem ungewohnten Plural der «Altertümer» angesprochene – Tatsache, dass es *Antike* nicht nur in Europa gibt: Werner Rutishauser setzt sich als Kurator der Ebnöther-Sammlung im Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen und auf Grabungen in Peru und Mexiko mit der Konfrontation von Objekten aus dem mediterranen und vorderasiatischen wie auch aus dem vorkolumbischen Amerika auseinander; Undine Stabrey beschäftigt sich, nach Forschungen über die konzeptuellen Bedingungen der Archäologie als Wissenschaft, mit der Wissensproduktion im digitalen Zeitalter und stellt fest, dass Wissen heute nicht mehr linear und rein anthropozentrisch, sondern durch eine Vielzahl von Akteuren geschaffen wird. Unter ihrer Leitung diskutierten die TeilnehmerInnen des Workshops die postkolonialen Dimensionen der Altertumswissenschaft in einer globalisierten Welt und hielten fest, dass die altertumswissenschaftliche Forschung ein koloniales Unternehmen war – ForscherInnen als Subjekte eigneten sich das Objekt Vergangenheit an; besonders deutlich zeigt sich das in der Archäologie in nicht-europäischen Gebieten, wo die europäischen Konzepte auf ein fremdes Altertum übertragen wurden. Vor diesem Hintergrund sind wir herausgefordert, die Geschichte der Altertumswissenschaften kritisch zu überdenken im Hinblick darauf, inwiefern sich unser Wissen anders darstellen würde, wenn wir – wie im Podiumsgespräch über *Historische Anthropologie* gefordert – der Alterität der untersuchten Objekte eine eigene Stimme geben würden. Postkoloniale Ansätze machen diese ethische Dimension der Wissensproduktion bewusst. Und wenn wir mit aktuellen Globalisierungstheorien auf die Antike blicken, wird uns bewusst, dass das mediterrane und vorderasiatische Altertum genauso wie aussereuropäische «Antiken» Kulturen hervorbrachten, die nicht als abgeschlossene Einheiten gefasst werden können, sondern Produkte permanenter Migrations- und Kulturtransfer-Prozesse sind. Aus diesen Erkenntnissen über das Altertum ergeben sich grundlegende Fragen und kritische Positionen zu den Problemen unserer aktuellen globalen Gegenwart.

Mit *Posthumanismus und Altertumswissenschaften* beschäftigte sich der fünfte Workshop unter der Leitung von Karin Schlapbach und Sotera Fornaro. Die Gespräche führten zur Feststellung, dass die Antike zum einen als prähumanistisches Zeitalter zu sehen ist, das insbesondere in der griechischen Philosophie, aber auch in religiös-mythischen Praktiken die Materie, den Kosmos und die nicht-menschlichen Lebewesen vielfach auf gleicher Ebene wie den Menschen in die Reflexion einschloss. Zum anderen bildet das Altertum aber auch die Grundlage für den Humanismus, der in den europäischen Entwicklungen von Philosophie und Wissenschaften den Menschen seit dem 15. Jahrhundert ins Zentrum rückte. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts stellten posthumanistische Ansätze diese Zentralität in Frage. Der altertumswissenschaftliche Dialog mit diesen Ansätzen kann deshalb einerseits zu einem neuen Blick auf die Antike anregen, umgekehrt aber die posthumanistischen Ansätze auch kritisch perspektivieren. Neue Fragestellungen wie

zum Beispiel die Rolle des Klimas oder der neurobiologischen Grundlagen des Erlebens haben längst Einzug in die Altertumswissenschaften gehalten; die Perspektive verschiebt sich mitunter vom Individuum oder vom Artefakt auf die materiellen Bedingungen antiker Kulturen. Eine der Herausforderungen, die sich dabei stellt, ist die Frage, inwiefern Texte und andere Artefakte, die nach wie vor zentrale Eingangstore zu vergangenen Kulturen bieten, überhaupt über diese Bedingungen Aufschluss geben können.

Die Jubiläumstagung zu den 75 Jahren des *Museum Helveticum* führte eine grosse Zahl von Menschen zusammen, die ein gemeinsames Interesse an der Auseinandersetzung mit unterschiedlichsten Aspekten der Antike (oder der vielfältigen «Antiken») teilen. Die Debatten liessen die Lebendigkeit der Altertumswissenschaften in der Schweiz erfahren und zeigten mannigfache Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten für ihre Aktualität und Zukunft im 21. Jahrhundert. Zu den Folgerungen gehörte die Feststellung, dass wir auf unsere Arbeit stolz sein können, jedoch das, was wir tun, besser in die Öffentlichkeit tragen müssen: Die Tagung war für manche TeilnehmerInnen Anregung, sich mit ihren Erkenntnissen aus der Beschäftigung mit dem Altertum verstärkt in aktuelle Debatten um Migration, Digitalisierung oder die globale Welt einzumischen.

Thomas Gartmann, Thomas Späth